

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 5

Artikel: Der junge Bösewicht
Autor: Reuter, Gabriele
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der junge Bösewicht. *)

Von Gabriele Reuter.

Durch wirbelnde Flocken fuhr der offene Jagdwagen des Fabrikdirektors zur Station. Wie zartester Federflaum säumte das Schneegeriesel den Fahrpelz des kutschierenden Mannes, legte sich ihm als tauende Feuchte über den kräftigen Bart, hing sich als blendende Funkensterne in die Wimpern der scharfblickenden Augen.

Na — das Weihnachtswetter wär' ja nun da — aber die Weihnachtsstimmung? Verflucht, daß das Leben einem nun mal keine Kinderfreude mehr zu gönnen scheint so gingen die Gedanken im Kopfe des Direktors, während das Wägelchen hielt, die Zügel dem Burschen an seiner Seite zugeworfen wurden und er selbst sich eilig ein Billett löste, um in den daherbrausenden Schnellzug zu springen, der ihn zur Hauptstadt tragen sollte.

Im Abteil, des schweren Pelzes entledigt, was ihn plötzlich um ein Bedeutendes jünger erscheinen ließ, zog er nach einer Weile stummen Sinnes ein Portefeuille aus der Brusttasche und entnahm ihm einen Brief mit weiblicher Handschrift.

Er las kopfschüttelnd, wie er es an diesem Morgen schon einmal gelesen hatte, das Schreiben, in dem er ein letztes herzliches Einladungswort der Freundin zur gemeinsamen Christfeier in ihrem Hause zu finden erwartet hatte.

Aber nun lautete sein Inhalt folgendermaßen:

„Verzeihen Sie es mir, mein lieber und getreuer Freund, wenn ich Sie bitte, Ihren Besuch auf eine spätere Zeit zu verlegen. Im Augenblick bin ich von einem so heftigen Schmerz, von einer so schweren Sorge heimgesucht, daß ich mich zu einer Festfreude nicht aufraffen kann. Es darf auch morgen abend kein Lichterbaum bei uns brennen, weiß ich doch kaum, wie ich vor Scham mein Gesicht noch vor den Menschen und dem hellen Tage zeigen soll.

Ihre

Marianne Loring.

P. S. Bitte, senden Sie dem Erwin kein Geschenk.“

Natürlich hatte der Bengel irgend etwas verbrochen, der Teufel soll ihn holen

Dies war die erste, nicht gerade menschenfreundliche Empfindung des Direktors beim Empfang der betrüblichen Zeilen gewesen. Er hatte sonst viel übrig für den forschenden Jungen. Aber diesen Weihnachtsabend zerstört zu

*) Wir entnehmen diese Erzählung mit gütiger Erlaubnis des Verlages wie der Verfasserin dem eben erschienenen Bande „Sanfte Herzen“. Vergl. Bücherchau.

sehen — das ging dem Direktor Werner arg ans Herz. Er war eben gerade keine sentimentale Natur. Doch gibt es Zeiten, in denen auch der härteste, wetterfesteste Mann ungewöhnlichen Gefühlswelchheiten zugänglich ist. Dieses geschieht vornehmlich, wenn in reiferen Jahren noch einmal die Liebe über ihn kommt. Zwar hätte der Direktor Werner dies beileibe nicht von sich zugegeben. Nur wurde er neuerdings von wunderlichen Halluzinationen heimgesucht: Er sah Frau Marianne plötzlich sich gegenüber am Frühstückstisch sitzen und Brötchen für ihn zubereiten — sah den Erwin mit seinem großen Hunde durch den einsamen Park der schönen Direktorsvilla rasen — hörte eine liebe, weichdunkle Frauenstimme vom Flügel her das dämmernde Gemach mit süßem Zauber füllen . . . kurz — in seiner Phantasie begann er sich eine ganz andere Umgebung für sich selber vorzustellen als seine bisherige, vom Rauche zahlloser Zigarren durchqualmte, zuweilen von einem kurzen Flirt mäßig erheiterte Junggeselleneristenz. Aber wie gesagt — dies alles waren unbestimmte Träumereien seiner seltenen müßigen Stunden, nicht mehr.

Sie hatte ja auch immer nur von Freundschaft gesprochen. Nun — so mußte er ihr schon zeigen, wie er Freundschaft verstand. Es war einfach seine Pflicht, voraussichtlich eine ziemlich freudlose Pflicht, die Lebensunkundige zu hindern, in einer schwierigen Situation vielleicht verhängnisvolle Mißgriffe zu begehen.

Als das Mädchen ihm die Tür zu Frau Loring's Wohnung öffnete, sah er in der trüben Dämmerung, welche die niedrig brennende Gasflamme erzeugte, den Erwin im Hintergrunde über den Flur schleichen und scheu in seinem Zimmer verschwinden. Unten im verschneiten Hof hatte ein Tannenbaum auf grünem Brettchen lichtlos und gewissermaßen sehnsüchtig seine Zweige zum weißschimmernden Himmel gestreckt. Schon entzündeten sich hier und da hinter den Fenstern die fröhlichen Kerzen an den Ästen seiner bevorzugteren Brüder.

„Sie brauchen mich nicht zu melden,“ sagte der Direktor kurz zu dem Mädchen, welches etwas zögernd die Auskunft gab, sie wisse nicht, ob die gnädige Frau zu Hause sei.

Um nicht abgewiesen zu werden, ging er schnell durch den Flur, klopfte leicht an der ihm so wohlbekanntem Tür zu Frau Mariannes Zimmer und wartete auf ihren leisen Schritt, der heute etwas müde und schleppend klang und ihm sagte, daß sie komme, ihn einzulassen.

„Ah — Sie haben meinen Brief nicht bekommen?“

„Gewiß — ich habe ihn bekommen, und deshalb eben bin ich hier.“

Er griff nach ihrer Hand, die matt an ihrem dunklen Kleide herabhing, und drückte sie kräftig.

„Liebe gnädige Frau — Sie konnten doch wohl nicht erwarten, daß ich nach diesem Briefe fernblieb?“

Er war zu ihr ins Zimmer getreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

Die Frau sah mit einem hilflos durch den Raum irrenden Blick an ihm vorüber.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen — wollen Sie nicht Platz nehmen?“ bemerkte sie mit konventioneller Gleichgültigkeit. Werner sah, wie die zarte Schönheit ihrer Büge, der heitere Glanz ihrer Augen durch vieles Weinen zerstört war. Das Haar hatte sie nachlässig aufgesteckt, lose Strähnen fielen über ihre Stirn und hingen trübselig an den Ohren nieder, sie war ohne Sorgfalt gekleidet, und eine Atmosphäre von Verslossenheit, ja von Feindschaft gegen alle Menschen umgab sie wie ein kalter Nebel.

Alle Wünsche, die ihn sonst in der Gegenwart von Frau Marianne beunruhigt hatten, sanken in diesem Augenblick in sich zusammen, verkrochen sich, verschwanden in seinem Gefühl. Und zugleich fühlte er sich ihr vereinigt wie noch nie. Ihr Kummer ging auf ihn über, verwirrte und erschreckte ihn, er mußte sich förmlich innerlich wehren, um nicht davon übermannt zu werden. Nein — nein — das war alles Unsinn — es galt jetzt nur, ihr zu helfen.

„Sie haben es warm hier, erlauben Sie, daß ich ablege,“ sagte er in einem ruhigen, ja behaglichen Ton, ging hinaus, hing Überzieher und Hut an den Haken auf dem Flur und kehrte zu ihr zurück.

„So — nun sagen Sie mir, was Erwin eigentlich ausgefressen hat, daß Ihr mütterliches Gemüt so gänzlich alle Fassung verloren hat!“

Sie zog die Schultern hoch, als vermehre er ihren Schmerz, indem er ihn berührte, in einer unerträglichen Weise. Sie wandte den trüben und doch unruhigen Blick von ihm ab und stand stumm.

„Ja — auf diese Weise kommen wir nicht weiter,“ sagte Werner nach einer Weile in einem herzlichen Ton. „Glauben Sie nicht, daß Ihr Kummer vielleicht gemildert werden könnte, wenn Sie sich zu einem Manne aussprechen würden, der manches im Leben kennt, an dem Sie als Frau mit verschlossenen Augen vorübergegangen sind? Der am Ende auch das Verbrechen des jungen Sünders in milderem Lichte sieht?“

Sie schüttelte hastig den Kopf. „Ich habe schon mit Männern gesprochen — mußte es!“ . . . Sie bedeckte die Augen mit der Hand.

„Wäre es nur Kummer,“ murmelte sie, „aber Schande . . .“

„Nun — nun . . . So harte Worte . . .“

„Ich bitte Sie, lieber Freund, gehen Sie, lassen Sie mich allein,“ flehte sie und rang die Hände, „es ist ja doch nicht mehr zu helfen . . . Sein Klassenlehrer meint, es gebe in der Nähe von Hamburg eine Besserungsanstalt. Ich hoffe, man nimmt das unglückliche Kind dort auf — ich bin im Begriff, den Leitern dort den Fall darzulegen . . . mein Gott, wie ist das schwer . . .“

Sie brach schluchzend zusammen.

Werner ging nachdenklich erregt im Zimmer auf und nieder.

„Also irgend eine von diesen verrückten Schulgeschichten!“ brummte er ärgerlich. „Und davon läßt sich eine so kluge und freie Frau, wie Sie es sind, um jede Fassung bringen?“

„Die Schule ist unschuldig in diesem Falle,“ sagte Frau Loring mit einer unnatürlich ruhigen Stimme. „Es ist nur durch einen Lehrer die Sache entdeckt und ans Tageslicht gekommen. Die Jungen haben einen Bund gehabt — „Die Verlorenen“ haben sie sich genannt — stellen Sie sich doch nur zwölf- und dreizehnjährige Knaben vor, die sich „Die Verlorenen“ nennen! Es war eine richtige Verbrechergemeinschaft. Sie haben die Auslagen von Obsthändlern, von Konfitürengeschäften bestohlen und ihre Schätze in einer Vorstadtkeipe zusammengesammelt, wo sie auch ihre Zusammenkünfte abhielten. Jeder von ihnen mußte bei der Aufnahme dem Hauptmann schwören, seine Befehle unbedingt zu erfüllen.“

„War Erwin der Hauptmann?“ fragte Werner schnell.

„Wo denken Sie hin! Nein, das war ein Bierzehnjähriger, der förmlich eine dämonische Macht über die anderen Jungen besaß.“

„Ja, ja, eine dämonische Macht — es wiederholt sich doch alles!“ sagte der Direktor sinnend. „Und nun erzählen Sie mir, liebe Freundin — wie weit ist dieses alles in die Öffentlichkeit gedrungen? Sind die Knaben bei ihren Raubzügen abgefagt worden?“

„Nein — man hat nur ihren Schlupfwinkel durch den Verrat eines Schülers, den man aus dem Bunde ausgestoßen hatte, entdeckt und dort einen Teil der noch nicht verzehrten Vorräte gefunden... Und — und auch das Geld, das Erwin mir genommen hat. Das ist ja das schlimmste... Ich habe immer so sicher geglaubt, daß Erwin mir ganz vertraute! — Hätte er zu mir gesagt: „Mutter, ich brauche Geld zu einem Zweck, den ich dir nicht verraten kann“ — ich hätte ihm die Summe in vollem Vertrauen gegeben.“

„Aber dann wäre ja der Reiz des Verbotenen und des Abenteuerlichen nicht mehr dabei gewesen!“ unterbrach sie der Direktor. Sie blickte ihn bestürzt an. So ruhig hatten die Worte geklungen, und als sie zu ihm aufsaß, war fast so etwas wie ein Lächeln in seinen Augen.

„Ja, verteidigen Sie Erwin?“ fragte sie fassungslos.

„Gewiß nicht,“ antwortete Werner. „Ich verstehe ihn nur etwas besser, als Sie es tun können — weil ich doch selbst einmal ein Junge war.“

„Für einen Diebstahl gibt es keine Entschuldigung,“ sagte sie hart und hoffnungslos. „Mir ist zuweilen, als wäre mein Sohn für mich gestorben... Ja, wenn ich denke, wie namenlos glücklich ich war, als er von dem schweren Scharlachfieber genas, so frage ich mich, ob ich ein Recht hatte, mich und ihn so glücklich zu preisen. Welche Zukunft liegt vor meinem Kinde, das so tief gefallen ist?“

Werner räusperte sich. „Liebe Frau Loring — so viel ich weiß, haben Sie und auch andere Menschen eine leidliche Achtung vor mir.“

Sie blickte ihm mit einer rührenden Traurigkeit in die Augen, die ihm plötzlich wieder die Hoffnung gab, es sei doch nicht nur Achtung, was sie für ihn fühlte.

Er ergriff ihre Hand und küßte sie mehrere Male herzlich. „Liebe gnädige Frau, nun setzen Sie sich hier zu mir, und lassen Sie sich eine Geschichte aus meiner frühen Jugend erzählen — das heißt, wenn Sie neben einem Manne auf dem Sofa sitzen mögen, der nicht nur ein Dieb, sondern ein richtiger Straßenräuber war — der durch eine unglückliche Verkettung von Umständen sogar zum Mörder geworden ist.“

Frau Marianne Loring sah gespannt zu ihrem Freunde auf, zu diesem sicheren, ruhigen und guten Manne, von dem sie wußte, daß er das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Liebe, ja die Verehrung seiner Beamten und Arbeiter in einem nicht gewöhnlichen Grade besaß.

„Ich will mich kurz fassen,“ sagte Werner. „Aber darf ich mir eine Zigarre anstecken?“ Sie reichte ihm Feuer, und irgendwie kam plötzlich ein seltsames Gefühl von Trost in ihr zerrissenes Herz — als könne nichts auf der Welt ganz so schlimm stehen, wie sie es noch eben gefürchtet, wenn dieser Mann sich so ruhig seine Zigarre anzündete und die blauen Rauchringe friedlich in die Luft blies.

„Ich will mich kurz fassen,“ begann Werner. „Sie wissen, daß ich aus dem Volke stamme. Mein Vater war Monteur in der Maschinenfabrik einer thüringischen Stadt, ein strenger, ehrenwerter, fleißiger Mann. Wenn wir uns irgend etwas zu schulden kommen ließen, setzte es Prügel ohne Maßen — er nannte das „uns eine gute Erziehung geben,“ Er verstand es eben nicht besser. Ich war etwa zwei Jahre in der Schule, als ich unter den Einfluß eines Knaben namens Paul geriet. Ja — Paul hieß er — ich werde den Klang des Namens nicht vergessen, und sollte ich hundert Jahre alt werden. Er saß schon das zweite Jahr in der Klasse, war ein ganzes Teil älter als ich selbst und wußte so viel mehr vom Leben, daß ich in eine von Tag zu Tag steigende Bewunderung, ja Anbetung vor ihm verfiel. Eine Bewunderung und Anbetung, die allerdings mit Furcht und Bittern gemischt war. Überglücklich dünkte ich mich, daß er mich überhaupt bemerkte und sich mit mir zu beschäftigen begann. Freilich mußte ich mancherlei schwere Freundschaftsproben ablegen, um mir seine Gunst zu sichern. Ich mußte z. B. in der Pause, wenn die andern Jungen im Schulhof lärmten, mich in die Klasse zurückschleichen und mit Kreide an die Tafel schreiben: „Der Lehrer ist ein Schwein“. Wurde nun nach dem Missetäter geforscht, so stand dieser Paul auf und sagte mit einer ruhigen Würde, die mich in überwältigendes Staunen versetzte und geradezu berauschte: „Herr Lehrer, ich habe gesehen, wie Werner wieder in die Klasse gegangen ist.“ Das übrige gestand dann meine flam-

mende Schamröte, aber ich fühlte zugleich, daß die härteste Strafe ohne Klage getragen werden mußte, um die Anerkennung des zitternd Verehrten zu gewinnen. Da Pauls Eltern dasselbe Haus wie die meinen bewohnten, verbrachten wir auch alle Freistunden miteinander. Ich mußte Obst, Nüsse, Zigaretten für Paul stehlen. Ich durfte meine Schularbeiten nur machen, wenn er es erlaubte, und wie oft erlaubte er es nicht! Ich mußte mit ihm auf den Straßen herumstrolchen und durfte nicht zu den Mahlzeiten nach Hause gehen, obschon ich oft hungrig war und mich auch vor den Hieben meines Vaters gewaltig fürchtete. Alle diese unglaublichen Dinge tat ich, der ich bis dahin ein folgsames, gut geartetes Kind gewesen war, in einer Art von seltsamer Bezauberung. Wahrscheinlich wäre es Paul gelungen, mich mit der Zeit völlig zu verderben, wenn nicht das folgenschwere Ereignis eingetreten wäre, von dem ich Ihnen berichten will. Ich hatte am Tage zuvor ein kleines Schwesterchen bekommen und erzählte dies meinem Freunde, der böse und rohe Bemerkungen über das Ereignis machte. Ich stimmte mit lautem Lachen ein, obschon ich die Scherze nur zum Teil verstand. Aber ich erklärte zugleich, heute müsse ich zur rechten Zeit zu Hause sein, denn der Vater habe mir gesagt, meiner Mutter Leben und die Gesundheit dieser kleinen Schwester hingen davon ab, daß meine Mutter keinen Ärger durch mich habe. Mir war andächtig und etwas erregt zu Sinne — das rätselhafte Erscheinen dieses rührenden kleinen Lebewesens in unserem Wohnzimmer hatte mir das Heim plötzlich wieder interessant gemacht und mich mit einer dunklen Scham über meine Verirrungen erfüllt. Von so verschiedenartigen Gefühlen beunruhigt, schlenderte ich neben Paul durch die Anlagen, als uns in einem menschenleeren grünen Wege eine große, schlanke Dame entgegenkam. Sie ging langsam, ihre Gedanken schienen von irgendwelchen Erwägungen so hingegenommen, daß sie auf ihre Umgebung nicht im mindesten achtete.

„Siehst du die goldene Kette, die die Frau da über dem Mantel hat,“ flüsterte Paul mir ins Ohr.

„Die mit dem Augenglas?“ fragte ich leise und erschrocken.

„Ja — die. Spring' auf die alte Schrunke los und reiße sie ab!“ befahl Paul flüsternd.

„Paul — nein, das kann ich nicht,“ bat ich flehend. Aber mein Dämon hatte kein Erbarmen. Er bohrte seine Blicke in meine Augen.

„Es ist ja nicht nötig,“ höhnte er. „Wenn du ein Hasenfuß bist... Ich verachte dich! So einen kleinen Bengel will ich überhaupt nicht mehr zum Freunde.“

Er ging von meiner Seite fort, entfernte sich immer mehr, und die Dame kam immer näher. Ja, meine liebe gnädige Frau, ich kleiner Kerl bin wahrhaftig auf die Fremde losgesprungen, habe sie mit aller Kraft, deren ich fähig war, vor die Brust gestoßen, dabei die Kette gepackt, so heftig, daß sie zerriß, und dann raste ich mit meinem Raube quer über die Wiese, hörte

hinter mir rufen: „Der Dieb — faßt den Dieb!“ und warf, von fürchterlichen Gewissensbissen überfallen, die Kette samt dem Augenglas in ein Gebüsch. Nachdem ich den entsetzlichen Gegenstand los war, wagte ich, hinter dem Buschwerk verborgen, einen Augenblick zurückzublicken.

Die Dame war hinter mir hergelaufen, doch blieb sie mit einem Male stehen und wandte sich, nach einigen Sekunden des Zögerns, zu Paul zurück. Er hatte den Vorgang aus der Ferne beobachtet, nun kam er der Beraubten dienstbeflissen entgegen. Jetzt wurde ich verraten! Das wußte ich, und besinnungslos vor Schrecken raste ich davon. Ich hatte nur das eine Verlangen, mich in dem Schutz des Elternhauses zu bergen, und heulend, schluchzend, aufgelöst in Jammer und Gewissensqualen torfelte ich, nachdem ich eine Weile planlos in den Straßen umhergeirrt war, endlich heim.

Meine Mutter saß mit der neuen kleinen Schwester an der Brust in einem Lehnstuhl am Fenster, und ihr gegenüber saß — o fürchterlicher Anblick — die fremde Frau, an der ich den Raub begangen hatte. Meine Mutter weinte laut auf, als ich eintrat. Eine schleunige Flucht wurde durch die Fremde gehindert, die aufgesprungen war, mich bei den Schultern faßte und ins Zimmer zog, während sie ausrief: „So ein kleiner Schlingel — wie ist das nur möglich! Weißt du, daß ein Dieb ins Gefängnis gehört?“

Ich brüllte aus Leibeskräften. Ich versuchte nicht einmal zu leugnen. Paul hatte ihr natürlich die Adresse meiner Eltern gegeben. Die Dame nahm meine beiden Hände zwischen die ihren, und auf mein Geständnis, daß ich Kette und Augenglas fortgeworfen hatte, richtete sie ein paar ernsthafte Augen auf mich und sagte zu mir: „Geh jetzt und suche die Kette mit dem Glase. Findest du beides, so will ich dir verzeihen und deinen Eltern die Schande ersparen, dich der Polizei zu übergeben. Aber das hast du dann nur den Bitten deiner Mutter und dieser lieben kleinen Schwester zu verdanken.“

Ich stürzte an den Ort des unglücklichen Ereignisses, ich suchte und suchte, fand weder Kette noch Glas. Aber nun hätte ich es nicht über mich vermocht, davon zu laufen oder irgend etwas Abenteuerliches zu begehen. Von Paul verlassen, war ich plötzlich zu dem kleinen Jungen geworden, dessen Instinkte ihn unzweideutig auf das Richtige hinviesen. Ich rannte also nach Haus, um mich willig der Polizei und allen schauderhaften Strafen, die meiner warten mochten, zu überlassen. Ich fand die beiden Frauen noch im Gespräch, die vornehme Fremde augenscheinlich bemüht, meine Mutter zu trösten, zu beruhigen.

Merkwürdigerweise glaubte sie meinem verwirrten Bericht.

„Die Kette wird schon von einem andern Spaziergänger gefunden sein“, sagte sie sanft.

Meine Mutter beteuerte ihr unter Tränen, daß sie ihr den Schaden ersetzen wolle, die Dame möge nur eine Weile Geduld haben, bis sie wieder ausgehen könne, um eine Uhr, die sie besaß, aufs Leihamt zu tragen. Die

Daine sprach von einer Annonce, welche sie in die Zeitung rücken wolle, und bat meine Mutter herzlich, sich nicht allzusehr zu erregen, sondern an ihr Kindchen zu denken. Nachdem sie uns verlassen hatte, teilte Mutter mir mit, sie werde die Sache meinem Vater verheimlichen, unter der Bedingung, daß ich ihr versprechen würde, niemals wieder mit Paul zu reden. Wie gern gelobte ich es. Die Bezauberung, die er auf mich geübt, war plötzlich einem leidenschaftlichen Haß und Abscheu gewichen.

Am Ende hätte dieses Abenteuer keinen so tiefen Eindruck auf mich gewonnen, wie es in der That geübt hat, wenn nicht in der folgenden Nacht meine kleine Schwester von Krämpfen befallen und nach wenigen Stunden gestorben wäre. Im ersten heftigen Schmerz über die Erkrankung des Kindes rief mir meine Mutter zu: „Du bist schuld daran, daß dies unschuldige Kind so leiden muß.“ Wie das geschehen konnte, war mir freilich unklar. Aber schon von Neuequalen gefoltert, schien es mir gar nicht mehr unmöglich, daß ich ebenso willenlos und unbewußt, wie ich zu meinen übrigen Freveltaten gekommen war, auch zum Mörder hatte werden können. Ich stand damals sicher auf der Grenzscheide. Wahrscheinlich wäre ich heute wirklich unter „Die Verlorenen“ zu zählen, wenn meine Mutter nicht in seltener Selbstüberwindung den bitteren Kummer, den ich ihr schuldlos-schuldig bereitet, in ihrem eigenen Herzen durchgekämpft hätte. Den Tod des Kindes führte sie, den Nachbarinnen gegenüber, auf unberechenbare Zufälle zurück. Ich weiß in der That nicht, ob sie je mit meinem Vater über die ganze Angelegenheit gesprochen hat. Jedenfalls berührte er sie zu mir niemals auch nur mit einer Andeutung. Hingegen sorgte Mutter mit einer Energie, die ich noch heute bewundere, daß wir schon am Ende des Vierteljahres in ein anderes Stadtviertel zogen, wodurch ein Schulwechsel nötig wurde. So war ich dem verderblichen Einfluß meines bösen Dämons für die Zukunft entzogen.“

Es entstand eine Pause, in der beide, Frau Marianne und Direktor Werner, nachdenkend schwiegen.

„Meine liebe Freundin,“ begann der Mann darauf scheinbar unvermittelt, „ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: Geben Sie den Gedanken an die Besserungsanstalt auf. Und wenn Sie Ihren Jungen einem Straßenräuber anvertrauen wollen, so lassen Sie mir den Erwin über die Ferien. Ich habe jetzt nicht allzuviel zu tun, wir laufen in den Bergen Ski miteinander, und es sollte mich wundern, wenn wir nicht ganz gute Kameraden würden. Ich werde, falls Sie es gestatten, morgen mit dem Schuldirektor sprechen — es ist ja Weihnachten, wo die Menschen sanftmütig gesonnen zu sein pflegen — so geht er vielleicht darauf ein, daß man Erwin ohne Aufsehen von der Schule entfernt. Tut er es nicht — nun, so muß man dem Jungen auch die Relegation tragen helfen. Lassen Sie ihn ruhig eine Weile auf dem Lande. Wir haben da draußen einen frischen jüngeren Geistlichen, mit dem er Latein und Mathematik treiben mag. Eine

andere Umgebung und neue fesselnde Interessen werden ihn am ehesten von der leichten psychischen Erkrankung, die ihn befallen hat, kurieren."

Frau Marianne seufzte so tief auf, daß es klang wie ein Stöhnen der Erlösung. Auch von ihr fiel in diesem Augenblick eine Art von Bezauberung ab. Sie durfte verzeihen — sie durfte weiter lieben! Während der Erzählung des Mannes an ihrer Seite war das eigene Kind ihr zurückgegeben. Sie streckte Werner beide Hände entgegen und flüsterte nur das eine Wort: „Danf!“

Er lächelte fast ein wenig verlegen. „Mir ist's lieb, daß ich Ihnen diese Kindergeschichte einmal beichten durfte. Sehen Sie — bisher habe ich immer davor gescheut. Sie waren so spröde und verständnislos in manchen Dingen. Darum fürchtete ich mich. Ich habe doch nur noch den einen Wunsch, daß Erwin mich einmal nicht Kamerad, sondern Vater nennen möchte.“

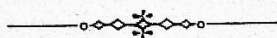
Da war's heraus, das Wort, das er noch lange vorsichtig hatte zurückhalten wollen. Wie anders hatte er sich früher die Situation vorgestellt, wenn er einmal um die Gunst einer schönen Frau werben sollte.

Werner fuhr auch gleich fort: „Sie dürfen mir heute keine Antwort geben. Sie sind zu bewegt, in solcher Stimmung macht man leicht eine Dummheit, die man später bereut. Ich hole jetzt den Jungen, ihm unseren Plan anzukündigen. Vielleicht — vielleicht kommen Sie zur Feier eines neuen Jahres zu uns heraus?“

Ihre aufleuchtenden Augen, ihr Händedruck gaben ihm die Antwort, die er begehrte.

In der dunklen Stube saß der Knabe, den Kopf in die Hände gestützt, vor sich hinbrütend und in sein junges Leben wie in einen Abgrund voll Schrecken und Wirrnis hinabschauend. Eine halbe Stunde später hatte er Vertrauen zu sich selbst und Hoffnung auf die Zukunft zurückgewonnen — nur weil ein Mann mit ihm sprach, der an sich selbst erfahren und nicht vergessen hatte, wie dicht nebeneinander und an vielen Stellen unkenntlich ineinander verschlungen die Linien gehen, die in den lebendigen Herzen gut und böse bedeuten.

Werner führte den Knaben zu seiner Mutter und öffnete das Fenster, damit sie alle den feierlichen Glockenklängen lauschen könnten, welche das große Verzeihen über die Welt läuteten.



Der neue Bundeskanzler.

Herr Hans Schatzmann, von Windisch, wurde daselbst 1849 als Sohn des weit im Lande herum beliebten Sonnenwirtes geboren, der noch